
Nr. 128. Bromberg, den 5. Juni. 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Josepha trat bis vor an die Brüstung. Die Sonne war hinter den Gipfeln verschwunden, das Alpenglühen verglommen. Kalt und hart hoben sich die Zacken und Spitzen vom Abendhimmel ab. Drunten im Tal war die Sicht nicht mehr klar, über dem See bei Poschiavo schwebten Nebel, die ganz langsam ihre gespenstigen Arme emporreckten und an den Hängen hinaufkrochen.

Drüben, über dem Piz Languard, ballten sich schwarze Wolken zusammen, und ganz in der Ferne, über den italienischen Bergen, zuckte bisweilen im Wetterleuchten ein Blitz auf.

Herbst kam heran, und sehr bald legte sich Dunkelheit über die weiße Fläche des Gletschers. Der Wildbach, der zu Tal sprang, schien lauter zu plätschern, das Brüllen der Kühe klang dumpfer und die Lichter des Hotels in der Alp Glüm zeigten Strahlenkränze, während jetzt, einer langen, funkelnden Schlange gleich, der Zug der Bereninabahn aus einem Tunnel hervorfauchte und an den Felsen entlangschlich.

Josepha konnte sich nicht entschließen, in die Hütte zu gehen. Es war ihr zu früh zum Schlaf und — wie sie hin und wieder ihre Blicke an den Eisflächen des Palü emporschickte, lag Erwartung in ihren großen, ernsten Augen.

Ernst und traurig blickten sie meist, die Augen dieser Bergkinder, die so unmittelbar unter den gewaltigen Händen der Naturgewalten zu leben gewohnt sind. Sie kennen nicht den jauchzenden Jodler der Alpnerinnen im Bayernland und — lieben, zu träumen.

Ein neuer Glanz kam jetzt in Josephas Gesicht, und unwillkürlich streckte sie die Hand aus. Ihr scharfer Blick hatte hoch am Gletscher ein ganz kleines Lichtlein erkannt. Bald wurden es mehrere — Laternen in den Händen, durch das Bergseil verbunden, schritten Menschen, die an diesem Tage den trotzigen Gipfel des Palü bezwungen, den Gefilden der Menschen entgegen.

Josepha fachte in der Hütte das Feuer auf dem Herde zu neuer Glut. Gäste waren es, die jetzt noch kamen — ihr Herz pochte in freudiger Hoffnung! Alpinisten, die Xavers sichere Hand über schwindelnde Grate, durch enge Kamine, an gähnenden, jeden Augenblick zu jähem Absturz bereiten Schneewächten vorüber hinaufgeführt hatte zum stolzen Gipfel, von dem das trunkene Auge in die bezwungene Gotteswelt hinabschaute, und der sie jetzt wieder in die Tiefe führte.

Schnell ging der Abstieg, größer und größer wurden die Schatten der Männer, die sich gigantenhaft auf dem Eise abzeichneten. Genau kannte Josepha den Weg, den sie nehmen mußten, um in Windungen den Spalten zu entgehen, die oft schon wieder von heuchlerischem Jungschnee überdeckt, noch im letzten Augenblick mit dem Tode drohten. Ein jauchzender Jodler, wie ihn der Xaver, der Bayer, nur ausstieß, zerriß die Stille. Dann wurden schon Stimmen laut — drei Männer stiegen zur Alp hernieder.

„Herrlich war es, aber gut ist's, daß wir wieder im Tal sind."

„He, schöne Alpnerin — was gibt es zu trinken?"

„Ein italienischer Wein."

Ermüdet sanken die Touristen in die Stühle, der Xaver Kernbacher streckte dem Mädel die Hand hin.

„Grüß Gott, Sepherl."

„Grüß Gott, Xaver."

„Führer, wir wollen uns nicht lange aufhalten. Bekommen wir in Alp Glüm noch die Bahn?"

„Allemal, und gute Unterkunft gibts a im Hotel, aber dazu brauchts mich nimmer. Der Weg ist glatt und i möcht in der Nacht noch zur Diavolezza zurück."

„Hier, euer Lohn, Führer. Wir sind nicht das letztemal zusammen gewandert."

Die Touristen stapften den Weg, der noch ohne Laterne gut zu erkennen war, hinab. Steil ist er, aber dem, der den Palü bezwungen, erscheint er wie ein Parkweg im Kurgarten in Sankt Moritz.

Josepha stand abgewendet und sah wieder zu dem Gletscher hinauf. Was war das für Torheit, daß ihr jetzt die Tränen in die Augen traten? Der Bergführer, eine lange, sehnige Gestalt, hatte das Geld umständlich in dem Hosensack verwahrt, trank mit raschen Schlucken sein Glas aus, strich sich den kurzen Schnauzer und sah immer wieder zu dem Mädel, dann kam ein Leuchten in sein Gesicht, er stand auf, ging ganz leise hin — plötzlich legten sich seine Arme um den Hals der Alpnerin.

„Sepherl, mein liabs!"

Er bog ihren Kopf zurück, beugte sich über sie und küßte sie auf den Mund. Einen Augenblick hielt Josepha ganz still, mit geschlossenen Augen, und duldete seinen Kuß, dann schüttelte sie ihn ab.

„Laß mich aus!"

„Was hast, Sepherl?"

„Ich bin nicht dein Sepherl — das ist vorbei."

„Aber Dirndl?"

„Ist eh deine eigene Schuld. Sei froh, daß der Vater net heroben ist, der würd es dir anders sagen. Geh, geh!"

Dabei strömten ihr die Tränen aus den Augen; sie hatte die schönen Arme auf das Geländer der Brüstung gelegt und preßte jetzt ihr Gesicht darauf.

„Hast mich nicht mehr liab, Sepherl?"

Sie blitzte ihn aus zornigen Augen an.

„Gar net mehr lieb sollt ich dich haben. Mit einem Wilderer hat die Collina-Sepha nix mehr zu tun."

„Aber Dirn —".

„Meinst, weil dich ausgeredet hast? Weil der Alpjäger dir nix beweisen konnte? Hast vergessen, daß der Vater dich selbst erwischt hat, das Gewehr an der Wange? Daß du nur frei bist, weil der Vater net reden mochte von wegen der Führerzunft? Meinst, es ist eine Ehr, die Braut eines Wilderers zu sein? Meinst, ich hab Lust, zu hören, daß mein Schatz im Gefängnis sitzt, oder zu sehen, wie er zwischen

zwei Jägern zur Stadt gebracht wird? Hab's dir gesagt. Wen hast lieber, mich oder die wilde Jagd, denn die Gamsen hast ja net lieb, wann du sie totschießt. Geh, sag ich dir, geh —!"

„Bist eine Narrin! Glaubst, i hab's net gesehen, wie du am Gitterl gestanden und hinausgeschaut, warum der Xaver so lang bleibt? Hab ich dir net mein Wort gegeben, daß ichs net mehr tu? Hab i das Wort net gehalten? Bergführer bin i. Geh heut nacht noch nach der Diavolezza, soll morgen wieder drei Herrn auf die Bernina führen."

„Und wann dir eine Gams in den Weg kommt und da hast's Gewehr bei dir — trägst's ja auch jetzt in der Hand. Was braucht ein Führer die Flinten?"

„Weils den Herren Freud' macht, wenn man einen Raubvogel herabholt."

„Oder dir, wenn eine Gams —".

Er stand dicht hinter ihr und redete in ihr Ohr.

„Sepherl, i hab dich ja so liab. I will ja alles tun —".

Sie schüttelte den schwarzen Kopf.

„Sieh, Sepherl, leid wär's dir, wenn — unsereiner steht täglich in Gottes Hand, zwei Schritt von uns ging heut eine Wächte zu Tal, wenn sie dir einmal sagten —".

„Red net weiter — Jessas Maria und Joseph — so darfst net reden!"

Nun umklammerte sie seinen Hals.

„Siehst, daß du mi noch liab hast? Schön soll's werden!"

Er hatte sich niedergesetzt und das noch immer weinende Mädchen auf seinen Schoß gezogen.

„Bald ist's vorbei mit den Fremden. Weißt, i hab ein hübsches Stück Geld gemacht in diesem Sommer. Frag in den Hütten, der Xaver Kernbacher gilt was. Weiß jeder, daß der einen sicheren Tritt hat und eine feste Hand, und daß er die Berge kennt. Habe ein hübsches Päckchen von Anerkennungen im Sack. Und wenn's herbstet, dann geh ich zum Collinabauern und frage: „Brauchst keinen Knecht während des Herbstes? Brauchst net ein paar Fäuste, Collina-Bauer, die zugreifen können?" Werde ihn schon umstimmen. Ist doch was andres, ein guter Bergführer, der Geld ins Haus bringt, als so an windiger Jager, der nix kann, als andere verschwärzen und verleumden."

„Was soll's mit dem Jager?"

„Glaubst, i bin blind? Glaubst, i weiß net, daß der Infanger Thomas dir nachsteigt, wo er nur kann? Glaubst, i weiß net, daß er es ist, der das Gerede mit der Gams aufgebracht hat?"

„Wars etwa net wahr?"

„Gezielt hab i wohl, aber geschossen net."

„Weil dir der Vater das Gewehr aus der Hand schlug."

„Das sag i dir, Madel, wenn ich den Infanger, den hinterlistigen, falschen Lump, etwa bei dir erwisch — eine Gams hab i net gschossen, noch net, aber — den Infanger — da würd i net lange zielen und wanns mi auf mein ganzes Leben ins Zuchthaus sperren tät oder mir den Kopf abschlügen."

„Was bist denn so wild —".

„Will dir nur sagen, wie i denk über den Jager, jetzt ist's gnua, jetzt wollen wir busseln, wir damischen Narren, und uns net zanken."

Er faßte sie um und drängte sie gegen die Hütte.

„Na, Xaver, einlassen tu i di net."

„Sepherl, ein Stündchen?"

„Willst doch noch auf die Diavolezza?"

„Muß warten, bis die Wolken fort sind und der Mond aufgegangen."

Wieder umfaßte er sie, aber sie stieß ihn zurück.

„Willst dich vergreifen an mir — da kennst die Josepha net!"

Einen Augenblick standen sie einander gegenüber.

„Recht hast. War eben das wilde Blut, weil ich dich so lieb hab — jetzt geh i —".

Er nahm den Ruckſack und Pickel, und nunwar sie es, die sich an ihn schmiegte.

„Nimmst di in acht? Daß dir nix zustößt?"

„Hättest Sorge um mich?"

„Ach, Xaverl, wär's doch erst Winter und der Schnee käm und du wärest im Dorf."

Sie duldete noch einmal seine Küsse, dann stand er zum Gehen bereit.

„Der Mond ist noch net da!"

„Er kimmt bald, ich weiß Weg und Steg. Sind sieben Stunden zur Diavolezza und i muß noch ein paar Stunden ruhen, ehe ich wieder in die Berge steige. Behüt Gott."

Josepha stand zweifelnd und zagend. Nun war sie schon wieder vorbei, die kurze Stunde, auf die sie gehofft hatte in all den Tagen. Wann kam er wieder? Nur, wenn er abermals Fremde zu führen hatte. Schon lag es ihr auf den Lippen, ihn zu halten, da warf sie ganz zufällig einen Blick in das Tal.

„Geh, Xaverl, damit du noch ruhen kannst in der Hütte."

„Hast mich lieb?"

„Liaber als mein eignes Leben. Sieh zu, daß du unser Glück net zerstörst."

„Werd schon schauen!"

Er riß sich los, sprang über das Geländer, stieg mit rüstigen Schritten, als habe er nicht schon die Hochtour hinter sich, den Gletscher hinan.

Josepha folgte ihm nur kurz mit den Augen, winkte ihm zu, hörte einen verklingenden Jodler und zuckte zusammen. Dann machte sie sich an den Gläsern zu schaffen, aus denen die Gäste getrunken. —

„Grüßi, schwarze Josepha."

Ein junger Mann in der Uniform der Grenzjäger kam heran.

„Grüßi, Jager!"

„So spät noch auf?"

„Waren Touristen da, sind eben nach Alp Glüm abgestiegen. Da sind ihre Gläser, wennst alles wissen mußt."

„Bist du grantig."

„Bin net grantig, hab's nur net gern, wenn man mich ausfragt."

„Wer war der Führer?"

„Was geht's mi an."

„War wohl der Xaver?"

„Das geht wieder dich nix an."

„Also war er's? Wüßt sonst nicht, warum du so verlegen bist."

„Bin net verlegen. Willst was? A Wein? A Milli?"

„Mit dir plauschen will i."

„Dann also plausch, da bin i."

Zuerst hatte sie in die Hütte gewollt und den Riegel vorschieben, denn er war ihr verhaßt, der den Xaver verpetzt hatte, dann überlegte sie rasch. Besser war s, der Xaver hatte ein gutes Stück Weges gemacht, und die beiden trafen einander nicht. Darum hatte sie ja den Führer auch fortgeschickt. Beide haßten einander, hatten sich noch nicht wieder gesehen, seit der Xaver vor Gericht gestanden wegen der Gams und nur freigekommen war durch das Zeugnis des Vaters.

„Bring einen Wein."

„Den sollst haben."

„Trink ein Glas mit."

„Trink allein! Wenn i Durst hab, dann trink i Milli."

Sie stand mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihm, während jetzt wirklich die Wolken sich verzogen, und der helle Mond auf den Gletscher schien. Der Jäger überlegte und sah dann auf.

„Ein End' muß es haben."

„Was muß ein End haben?"

„Die Zieherei mit dem Xaver Kernbacher, mein i."

„Was geht das den Jager an, mit wem ich es halte?"

„Viel geht es mich an. Bin deswegen hier heraufgekommen, hab' den Umweg gemacht."

„Schad' um den Umweg."

„Kurz also, ich war in Pontresina und hab' mit deinem Vater gesprochen. „Red mit dem Madel", hat er gesagt. „Ich hab' nix dagegen, und gut ist's, wenn ihr dadurch die dummen Gedanken vergehen."

„Was nennst dumme Gedanken, Jager?"

„Xaver Kernbacher ist der dumme Gedanke. Du weißt, daß dein Vater einen Wilderer nie als Tochtermann annimmt."

„Beweis, daß er ein Wilddieb ist. Hast dir ja alle Mühe gegeben und ist dir doch net gelungen."

„Ich weiß, was ich weiß. Der Vater ist zufrieden, also — nächsten Sonntag wird der Pfarrer in Pontresina uns aufbieten."

„Hör, Jager, wann du denkst, so redet man mit der Josepha, dann irrst dich. Braucht net der Xaver zu sein —

der Jager ist es gewiß nicht. Daß du es weißt. Heut' nicht und nie, und — jetzt zahl deinen Wein und laß mich zufrieden."

„Du weißt, daß ich dich gern habe."

„Kannst mich gern haben, wenn du willst, aber heiraten net. Jetzt net und nie. Gute Nacht, Jager, hab' keine Lust, wegen dir ins Gerede zu kommen."

„Hast wohl Angst vor dem Kernbacher?"

„I net, aber du könntest Angst haben. Hüt di vor ihm! Auf Gemsen schießt er net, aber — i warn di, Jager!"

Während dieser Worte war noch ein zweiter Grenzjäger aus dem Dunkel getreten.

„Grüßi beieinand."

„Sieh da, der Thomasio Giori! Hast gehört, was die Dirn gesagt hat?"

„Was soll i gehört haben? Meinst, wie das Madel gesagt hat, du sollst di hüten?"

„Der Xaver Kernbacher droht mir! Der Führer! Merk's dir, ist bisweilen ganz gut, wenn's etwa wieder wegen an Gamsbock vor Gericht kommt, so eine kleine Beamtenbedrohung."

„Hüt deinen Mund, Jager!"

„Ist gut, Sepherl, siehst bildsauber aus, wenn du so wilde Augen machst. Also — der nächste Sonntag!"

Die beiden Grenzjäger lachten auf, dann stiegen sie den Gletscher hinan, fast denselben Weg, den der Xaver, allerdings eine Stunde früher, gegangen.

Mit dem langsamen, geübten Schritt des Bergsteigers war der Xaver bergauf gestiegen. Steil ging es hinan, und der kalte Hauch des Eises, nicht mehr besiegt von den Strahlen der Tagessonne, knirschte unter seinen Füßen. Um ihn herum starrten Zacken und Zinken empor, von Steilhängen hatten sich mächtige Schneewächten weit vorgeschoben. Hier und da war ein Dröhnen in der Luft, wenn eine dieser Wächten niederbrach und in der Ferne leichten Sprühstaub in die Luft streute.

Großartiger noch als am Tage war das feierliche Schweigen des Todes in dieser Mondnacht. Vereinzelt flog ein Adler in den Lüften, zog lautlos und feierlich seine Kreise und schoß dann irgendwo in die Tiefe, um wahrscheinlich ein kleines Jungwild in den Fängen, wieder aufzusteigen und seinem Horste zuzuschweben. Xaver saß ganz ruhig auf einem Felsen. Er fühlte es doch, daß er schon einen Tagesmarsch hinter sich hatte, aber seine Augen waren offen. Diese herrliche, großartige Schönheit der mit jungfräulichem Schnee bedeckten Berge erschien ihm wie ein mächtiges, überwältigendes Gotteshaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tauben.

Kriminalskizze von Gonny Rothex.

„Eigentlich könnte ich inzwischen die Tauben an Herrn Schöffl liefern, Vater Pierre!" sagte Fred Becker zu dem seine Kunden bedienenden Alten.

„Waas?" brummte dieser fragend.

„Ich meine, wenn ich jetzt die Tauben zu Herrn Schöffl bringe, spare ich Ihnen den Weg. Sie können dann gleich nach dem Markt wieder heimfahren."

Pierre Meunier schob nachdenklich seine Mütze ins Genick und kraute seine spärlichen Haare. Abwechselnd betrachtete er seinen alten Schimmel und den gut angezogenen Fred Becker.

„Tja, meinen Sie, daß Jean bei Ihnen den Wagen ziehen wird?"

„Jean wird schon ziehen, Vater Pierre. Geben Sie nur die Rechnung her!" meinte Fred Becker zuversichtlich.

Der Alte reichte ihm einen Brief: „Der ist abzugeben. Geld gibt es nicht. Herr Schöffl zahlt durch die Bank!"

Fred Becker nahm den Brief, nickte dem Alten zu und schritt durch das Gedränge des Marktes zu Pierre Meuniers Wagen. Rasch war der Schimmel eingeschirrt. Im Zottelschritt ging's in eine Seitenstraße . . .

Die Freundschaft der zwei ungleichen Männer hatte in der kleinen Stadt unweit der Grenze einige Verwunderung erregt. Pierre Meunier kam jeden Markttag aus dem Belgischen herüber, hier Butter, Eier, Käse und Geflügel zu verkaufen. Das war seit Jahren so! Die Grenzbeamten kannten den Alten. Die Einwohner kauften gern bei Vater Pierre, obwohl er seine Kunden eher mürrisch als höflich bediente. Seine Waren hatten jedoch den Vorteil besonderer Güte. Das versöhnte mit der mürrischen Art. Noch nie hatte man Vater Pierre mit einem Menschen länger als Minuten zusammen gesehen, bis vor zwei Wochen plötzlich dieser Fred Becker am Marktstand des Alten auftauchte und nun täglich, das heißt an allen Markttagen, dort zu finden war.

Wie alles im Leben, ließ sich auch diese Freundschaft leicht erklären. Fred Becker, der sich anscheinend zu seinem reinen Privatvergnügen hier aufhielt, hatte eines Tages in der Frühe einen Gang zur Grenze unternommen. Auf der Landstraße fand er Pierre Meunier festliegend. Ein Rad hatte sich vom Wagen gelöst und lag im Straßengraben. Fred Becker fragte nicht lange, zog die Jacke aus und half dem Alten. Eine Stunde später fuhren sie gemeinsam zur Stadt zurück. Vater Pierre freute sich über die Hilfsbereitschaft des jungen Mannes. Und dieser hatte anscheinend an dem Alten Gefallen gefunden. — —

Fred Becker machte auf dem Weg zu Herrn Schöffl einen kleinen Umweg und hielt nun vor dem Hause, in dem er selbst Wohnung genommen hatte. Mit einem Sprung war er vom Bock herunter und betrat das Haus. Kurze Zeit später erschien er mit einem kleinen Käfig, in dem zwei Tauben saßen, wieder am Wagen.

Was würde wohl Vater Pierre gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie sein Bote zwei der Tiere mit den seinen vertauschte? Doch Pierre Meunier konnte das nicht sehen.

Der Tausch war schnell geschehen. Fred Becker trug den kleinen Käfig wieder in sein Zimmer. Dann fuhr er in die Rheinstraße und lieferte Herr Schöffl sechzig Tauben. Eine Stunde später stand er neben Vater Pierre am Marktstand und scherzte in seiner gewohnten Weise. — —

So sehr Pierre Meunier am nächsten Markttage auch Umschau hielt, Fred Becker erschien nicht. Mürrischer denn je packte der Alte nach Schluß des Marktes seine Sachen auf den Wagen. Da traten zwei Beamte des Zollfahndungsdienstes zu ihm: „Herr Meunier, wir müssen Sie ersuchen, mit uns zum Zollamt zu kommen!"

Pierre Meunier nickte nur und folgte den Beamten. Diese führten ihn zum Leiter des Amtes. Hier sah Vater Pierre auch Fred Becker. Der Blick des Alten war voll Mißtrauen.

„Sie verkaufen an Herrn Schöffl in der Rheinstraße Tauben?" begann der Leiter des Zollfahndungsdienstes das amtliche Verhör.

„Nicht ganz so! Ich habe nur die Lieferung. Verkäufer der Tauben ist Monsieur Didier. Er hat mich gebeten, die Lieferungen zu übernehmen. Ich habe es gern getan, denn man kann einen Verdienst schon brauchen."

„Seit wann und wie viel haben Sie inzwischen geliefert?"

Pierre Meunier dachte einen Augenblick nach: „Seit vier Wochen, an jedem Markttag fünf Dutzend!" sagte er dann.

Der Leiter des Zollfahndungsdienstes rechnete einige Augenblicke und wandte sich dann an Fred Becker: „480 Tauben! Das sind 96 000 Mark!"

Pierre Meunier sah den Sprecher erstaunt an und wagte einzuwerfen: „So teuer sind die Tauben nicht!"

Die Herren lachten und erklärten dem staunenden Alten, wie er die Summe zu verstehen habe:

„Ihr Freund Becker ist Doktor Freytag vom Kriminalamt Berlin. Er hatte den Auftrag, einer Devisenschiebung nachzugehen. Durch Zufall kam er hinter die Taubenlieferung an Herr Schöffl. Bei dem kleinen Malheur auf der Landstraße fand Doktor Freytag nämlich heraus, daß die gelieferten Tauben keine gewöhnlichen, sondern Antwerpener Brieftauben waren. Er schloß mit Ihnen Freundschaft und fand weiter, daß an jedem Markttage die gleichen Tiere an Herrn Schöffl geliefert wurden. Am letzten Markttage lieferte er für Sie die Tauben an Herrn Schöffl. Vor der Lieferung vertauschte er zwei Tauben gegen solche vom Zolldienst ein. Mit einer besonderen Federspule trug jede zwei Hundertmarkscheine in den Schlag. Wir haben daraufhin Herrn Schöffl verhaftet. Er hat eingestanden, durch die Brieftauben Devisenschiebung getrieben zu haben."

Pierre Meunier war erschrocken. Wer würde ihm glauben, daß er von diesem Verbrechen nichts gewußt, nicht einmal etwas geahnt hatte. Fragend suchten seine Augen Doktor Freytag . . .

„Ich weiß, Vater Pierre, daß Sie von dem Zweck der Lieferung keine Ahnung hatten. Ich habe Sie oft genug ausgehorcht. Ihre Unschuld kann ich mit gutem Gewissen bestätigen, und werde es, um die Freundschaft des „Fred Becker" zu beweisen", sagte Doktor Freytag lächelnd.

Pierre Meunier atmete auf und sah den Kriminalisten bewundernd an. Der mochte seine Gedanken erraten. Lächelnd meinte er: „Alles Zufall, Vater Pierre. Hätten Sie nicht das Rad verloren, suchte ich wahrscheinlich noch heute nach den Devisenschiebern!"

Das schmissige Bewerbungsschreiben.

Heitere Skizze von **Karl Lütge**.

„Bestimmt; Du mußt schmissigere Bewerbungsschreiben einreichen! Du sollst sehen, dann klappt es."

Günther Baumann hörte den Vorschlag des Freundes Märchen und beschloß, danach zu handeln. Zwar meinte Günthers Frau: „Die Hauptsache ist doch, ob du etwas leisten kannst und daß du das beweist . . ."

„Forsches Auftreten ist die Hauptsache", widersprach Märchen. Da er selbst vor kurzem lohnende Anstellung in einem chemischen Werk gefunden hatte, so mußte er als erfahren gelten. Günther Baumann, der nun schon ein ganzes Jahr ohne feste Anstellung verbrachte, handelte daher nach dem Rat des Freundes und schrieb ein schmissiges Bewerbungsschreiben auf die nächste Anzeige.

„Die geeignete Kraft für Ihre Ansprüche ist da und stellt sich Ihnen hiermit vor, gestützt auf beste Empfehlungen und gründliche Kenntnisse. Sie werden einen guten Griff tun. Jeder wird Sie beglückwünschen zu dem prächtigen Mitarbeiter, den Sie in mir gewinnen . . ."

Frau Baumann, die unter der Stellungslosigkeit ihres Mannes mehr litt, als sie zeigte, las den Brief mit geheimer Abneigung.

Ernsthafte Leute, ein nüchterner Geschäftsmann, würden diesen Brief mißverstehen und den Bewerber völlig falsch einschätzen. Nach der Anzeige wurde ein Herr gesetzter Art als Abteilungsvorstand gesucht. Günther hatte dies offenbar übersehen, oder er war durch die vielen entmutigenden Absagen irre geworden.

In bedenkenreicher Ängstlichkeit zögerte Frau Baumann, diesen Brief zu verschließen und in den Kasten zu werfen. Günther verstellte sich doch in dem Bewerbungsschreiben. Er verfälschte sein wahres Wesen. In Wirklichkeit war er gefestig, sicher und entschlossen, doch zugleich auch ein Mensch von gewinnender, höflicher, eher zurückhaltender Art. Das zeigte sich in einem Brief, den er an seine Mutter im Anschluß an das schmissige Bewerbungsschreiben in raschem Zuge schrieb.

„Eine Anstellung wie die, um die ich mich neuerlich beworben habe, ersehne ich, da sie mir Gelegenheit geben wird, mich völlig einzusetzen in einem arbeitsreichen und verantwortungsvollen Wirkungskreis. Gerade daran liegt mir: mich restlos ausgeben zu können . . ."

Der Brief handelte gleich zu Beginn und zum wesentlichen Teil von dieser Stellung und erzählte der Mutter von der Sehnsucht nach solcherart lohnender Tätigkeit.

Frau Baumann dachte: Schade, das ist ein Bewerbungsbrief! Warum schreibt Günther nicht so an die Firma?

Das Schreiben trug als Anrede nur die Buchstaben L. M., wie es Günther, der seiner Mutter oft schrieb, seit seiner Verheiratung hielt. Unschlüssig wog Frau Baumann beide Briefe. Dann schob sie entschlossen in einen Umschlag einen Brief und sandte ihn ab. Den anderen hielt sie zurück.

Am folgenden Tage kam Märchen. Günther zeigte dem Freund eine Abschrift des schmissigen Bewerbungsschreibens.

„Du, mal ganz ehrlich: Das ist noch lange nicht schmissig genug, nicht kaufmännisch genug. Paß mal auf!"

Er schrieb: „— und habe ich dieselbe gelesen, wobei ich mir sagen mußte, dieselbe ist unbedingt für mich aufgegeben. Ich bin der Mann, versiert in allen Arbeiten, prima Zeugnisse zur Hand habend, den Sie für diesen Posten suchen. Trotzdem ich ein Jahr ohne Stellung war, oder gerade deshalb, bin ich von höchster Leistungsfähigkeit, und werde ich Sie in Erstaunen setzen . . ."

„Bei der nächsten Anzeige nimm ruhig diesen Text! Bestimmt — das hat Erfolg."

Frau Baumann lächelte. Sie sagte nichts. Sie lächelte auch, ohne etwas zu sagen, als eine Aufforderung zur Vorstellung als Abteilungsleiter von der Firma Becker kam, bei der sich Günther mit dem schmissigen Brief beworben hatte.

Günther ging, sich vorzustellen.

Er kam nach einer Stunde zurück. Und strahlte! Sicher ist er angenommen, sagte sich die junge Frau froh.

„Du, Lottekind! Nun hat das Bummelleben ein Ende!"

Märchen schüttelte den Kopf, als er hörte. „Auf den Brief? Ist mir unverständlich." Dann wurde er lebhaft: „Immerhin stammt der Rat, schmissige Briefe zu schreiben, von mir!"

„Ja", gestand Günther. „Nur — gern habe ich ihn nicht so geschrieben . . ."

„Und ich", setzte Frau Lotte Baumann hinzu, „habe ihn gar nicht abgeschickt." Sie hielt Günther seinen Brief hin. Zu dem Brief Günthers den Umschlag an die Mutter.

Günther wurde rot. Er begriff aber rasch.

Märchen ging ziemlich böse, zumal Günther versuchte, auf die stilistischen Mängel und die Sprachdummheiten in Märchens Entwurf, wie dieselbe" „und habe ich", hinterdrein noch hinzuweisen.

Später, nach Beginn seiner Tätigkeit, hörte Günther gelegentlich, sein Brief sei vom Chef selbst gelesen worden und habe einen so guten Eindruck gemacht, daß unter vielen Bewerbern gerade dieser, trotz der irrtümlichen Einsendung, zur Vorstellung aufgefordert wurde.

Mein Kalender.

Vom Kalender jeden Morgen,
Nehme ich ein Datenblatt —
Und es fehlt von meinem Leben
Wiederum ein wicht'ger Tag —

Wenn ich ihn nur recht benutzte,
Treu erfüllte meine Pflicht —
Kann ich den Verlust wohl tragen,
Schmerzen wird er dann mich nicht.

Und so bitt' ich jeden Morgen:
„Lieber Gott, gib Mut und Kraft!"
Bis das letzte Blatt ich nehme —
Dankerfüllt, daß ich's vollbracht.

Maria Swenfitzky.



Lustige Ecke



Überraschung.

Ernestine, das Stubenmädchen, kam aus der Kammer. „Ich möchte heiraten, gnädige Frau."

Die Hausfrau staunte: „Da büßen wir Sie ja leider ein, Ernestine."

„Nein, gnädige Frau, ich bleibe trotzdem bei Ihnen!"

Die Hausfrau atmete auf: „Das ist schön von Ihnen Ernestine — also meine herzlichsten Glückwünsche — wer ist denn Ihr Bräutigam? Ich habe sie schon mit so vielen jungen Männern gesehen — Sie wurden ein wenig leichtsinnig Kind — es ist das Beste für Sie, zu heiraten — kenne ich Ihren neuen Bräutigam?"

„Freilich, gnädige Frau."
„Wer ist es?"
Sagte Ernestine: „Ihr Sohn, gnädige Frau."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.